

VICTOR HUGO

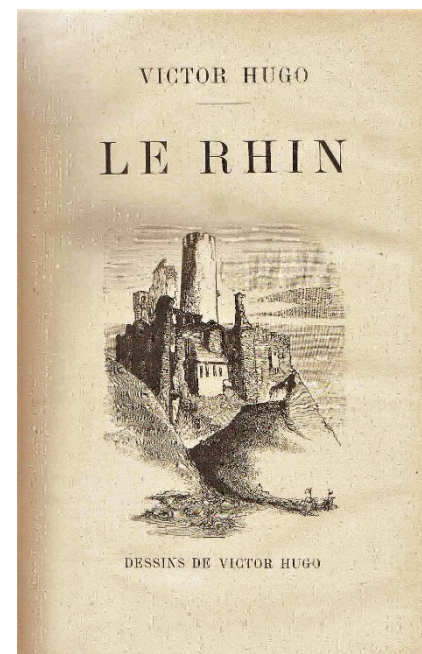
KÖLN

Lieber Freund, ich bin über mich selbst aufgebracht. Ich ging durch Köln wie ein Barbar. Kaum daß ich achtundvierzig Stunden dort verweilte. Ich hatte mir vorgenommen vierzehn Tage dort zuzubringen: aber nach einer langen Woche ewigen Regens und Unwetters leuchtete plötzlich ein so schöner Sonnenstrahl über den Rhein hin, daß ich ihn schnell benutzen und die Freuden und Reize der Flußfahrt und der herrlichen Ufer genießen wollte. Demnach verließ ich heute Köln auf dem Dampfschiffe »Cockerill«. Ich ließ die Stadt Agrippas hinter mir, ohne die alten Gemälde zur heil. Maria im Kapitol gesehen zu haben; eben so wenig sah ich die mosaikbelegte Gruft zu St. Gereon; ebenso wenig die Kreuzigung Petri, von Rubens für die alte halbrömische Peterskirche gemalt, worin er getauft worden; eben so wenig die Gebeine der elftausend Jungfrauen im Ursulakloster; eben so wenig den unverweslichen Leichnam des Märtyrers Albinus; eben so wenig den silbernen Sarkofag des heil. Cunibert; ich sah weder das Grabmal von Duns Scotus in der Minoritenkirche, noch jenes der Kaiserin Theophania, Gemahlin Otto des II., bei St. Pantaleon; weder die Maternusgruft in der Lisolphkirche noch die zwei goldenen Gemächer im St. Ursulakloster und im Dom; weder den Saal der Reichssitzungen, jetzt ein Waarenlager, noch das alte Arsenal, jetzt ein Getreide-Magazin. Von Allem dem sah ich nichts. Das ist unsinnig, aber es ist einmal so.

Was besuchte ich also in Köln? Die Kathedrale und das Rathhaus, nichts mehr. Man muß in einer so merkwürdig reichen Stadt wie Köln sein, daß dieses für wenig gelten kann. Denn es sind dies zwei seltene und außerordentliche Bauwerke.

Ich kam in Köln kurz nach Sonnenuntergang an. Augenblicklich schlug ich den Weg nach der Kathedrale ein, nachdem ich zuvor meinen Nachtsack an einen jener würdigen Träger in blauem Rock mit orangegelben Kragen gegeben, welche hier zu Land für den König von Preußen arbeiten (ein gutes und einträgliches Gewerbe, ich versichere es Ihnen, denn der Reisende wird hoch geschätzt und der Träger erhält einen guten Theil davon). Hier eine nützliche Mittheilung: Bevor ich den guten Mann, den Träger verließ, gab ich ihm

zu seinem Erstaunen den Auftrag, mein Gepäck in keinen kölnischen, sondern in einen Gasthof in Deutz zu bringen, welches eine kleine Stadt jenseits des Rheins und mit Köln durch eine Schiffbrücke verbunden ist. Hier mein Grund: ich suche mir so viel als möglich den Horizont und die Aussicht von meinen Fenstern aus, wenn ich mehrere Tage in einem und demselben Gasthof zu bleiben gedenke. Nun sehen die Fenster von Köln auf Deutz und die von Deutz auf Köln, weißhalb ich meine Wohnung zu Deutz nahm, denn ich bildete mir den unwiderlegbaren Grundsatz: Besser in Deutz wohnen und Köln sehen, als in Köln wohnen und Deutz sehen.



Sobald ich allein war, schritt ich vor mich hin, den Dom suchend und ihn an jeder Straßenecke erwartend. Aber ich kannte diese verworrene Stadt nicht, die Schatten des Abends senkten sich auf die engen Gassen, ich liebe es nicht nach dem Wege zu fragen, und so irrte ich lange genug auf gut Glück herum.

Endlich nachdem mich der Zufall unter eine Art von Thorweg geführt, an dessen linker Seite Etwas wie ein Korridor hinläuft, trat ich plötzlich auf einen geräumigen aber ganz dunklen und öden Platz.

Hier genoß ich ein großartiges Schauspiel. Vor mir, im geisterhaften Helldunkel der Abenddäm-

merung erhob und breitete sich aus, nahe an einer Menge niederer Häuser mit grillenhaften Giebelhäusern, eine ungeheure schwarze Masse mit Spitzen und Thürmchen beladen; soweit davon als eine Armbrust reicht, richtete sich einzeln stehend eine andere schwarze Masse empor, minder breit aber viel höher, eine Art von hohem gevierteten Festungswerk, an ihren Ecken mit vier hohen Wandthürmen besetzt, und auf der Höhe derselben prangte ein mir unbekanntes, sonderbar gebeugtes Holzwerk, welches die Gestalt einer riesigen Feder auf dem Haupte des alten Schloßthurmes hatte. Dieses Dachwerk war eine Apsis, dieser Streckbau der Anfang eines Thurmes, und diese Apsis und der begonnene Thurm waren der Dom von Köln.

Was mir eine große schwarze Feder als Helmschmuck des dunklen Baues geschienen, war der ungeheure symbolische Krahn, den ich des andern Morgens umhüllt und bepanzert mit Bleiplatten sah, und der von der Höhe des Thurmes jedem Vorübergehenden verkündigt: daß diese unvollendete Kirche fortgesetzt, daß diese Stückwerke von Kirche und Thurm, die jetzt ein weiter Zwischenraum trennt, dereinst sich verbinden und ein gemeinsames Leben leben werden, und daß der Traum Engelberts von Berg, unter Konrad von Hochstädten zum Bau geworden, in einem oder zwei Jahrhunderten die größte Cathedrale der Welt werden soll und daß diese unvollendete Ilyade noch auf ihre Homere wartet.

Die Kirche war geschlossen. Ich nahte mich dem Thurme; seine Dimensionen sind ungeheuer. Was ich für vier Thürme an den vier Ecken genommen, war ganz einfach nur die Bauchung der Gegenpfeiler. Der Bau besteht bis jetzt nur aus dem Unter- und dem ersten Geschoß, das eine colossale Ogive bildet, und schon erreicht die Baumasse beinahe die Höhe der Thürme von Notre-Dame in Paris. Wenn einstens die plangemäße Spitze auf diesem ungeheuern Steinfloß sitzt, so wird an seiner Seite Straßburg nichts mehr sein. Ich zweifle sogar, daß der ebenfalls unvollendete Thurm von Mecheln auf solcher Geviertbreite und solchem Umfang ruhe.

Ich sagte irgendwo, daß nichts einer Ruine so ähnlich sehe als ein begonnener Bau. Schon haben Brombeeren, Steinbrech und Mauerkraut, kurz alle Gewächse die den Mörtel benagen und ihre Krallen in die Bindungen der Steine hacken, das ehrwürdige Portal erstiegen. Der Mensch hat noch nicht geendigt mit dem Aufbauen und die Natur zerstört bereits.

Der Platz lag noch immer schweigend. Kein Mensch ging darüber hin. Ich hatte mich dem Portal so dicht genähert, als dies ein vorlaufendes starkes Gitter aus dem fünfzehnten Jahrhundert gestattet, und ich hörte die unzähligen kleinen Wälder, die da aufschließen und fortwuchern auf allen Vorsprüngen alter Gemäuer, still im Nachtwinde flüstern. Ein Licht aus einem gegenüberliegenden Fenster fallend, beleuchtete einen Augenblick unter den Bogenwölbungen eine Menge gewählter sitzender Statuetten, Engel und Heilige, die in großen offenen Büchern auf ihren Knien lesen, oder mit erhobenen Fingern sprechen und predigen. Die Einen lernen, die Andern unterrichten. Ein bewunderungswürdiger Prolog für eine Kirche, die nichts anderes ist als das zu Marmor, Erz und Stein gewordene Wort. Die niedliche Maurerarbeit der Schwalbennester drängt sich von allen Seiten wie eine freundliche Verbesserung an diese strenge Architectur.

Nun erlosch der Lichtstrahl und ich sah nichts mehr als die weite Ogive von achtzig Fuß, ganz offen, ohne Einfassung und Wetterdach, den Thurm von oben bis unten gleichsam aushöhlend und meinen Blick in diese finstern Eingeweide einlassend. In diesem Fenster bildete sich, verkleinert durch die Perspective, das gegenseitige ebenfalls ganz offen stehende Fenster ab, dessen Einsetzrose und Felder sich wie eine Federzeichnung mit unaussprechlicher Reinheit in den klaren durchsichtigen Abendhimmel hinein prägten. Nichts Sinnigeres und Eigenthümlicheres, als diese zierliche kleine weiße in der großen schwarzen Ogive. Dies war mein erster Gang zum Kölner Dome. [...]

Ich komme nun zu meinem zweiten Besuche im Dom zu Köln.

Des Morgens ging ich wieder hin. Man gelangt in dieses Meisterwerk von Kirche durch einen Vorhof verfallener Gemäuer. Hier wird man von der Armuth belagert. Indem ich einige Scheidemünzen an sie gab, fiel es mir bei, daß Köln vor der französischen Besetzung 12000 Bettler hatte, welche sich des Privilegiums erfreuten, die festen und bestimmten Plätze, wo sie das Almosen einsammelten, auf ihre Kinder zu übertragen. Diese Einrichtung verschwand. Die Aristokratieen hören alle auf. Unser Jahrhundert hatte eben so wenig Rücksicht für die erbliche Bettelei als für die erbliche Pairie. Jetzt wissen diese Baarfüßler nicht, was sie ihren Familien vererben sollen. Ist man über die Armuth hinweg, so tritt man in die Kirche. Ein Wald von Pfeilern, Säulen und

Säulchen, die mit ihren Untertheilen in Bretterverkleidungen stecke und ihre Gipfel in eine Schlüsselbindung gedrückter Gewölbe strecken, die jetzt auch umbrettert, von verschiedenartiger Krümmung und ungleicher Höhe find; in der Kirche wenig Licht; alle diese tief herabreichenden Gewölbe lassen den Blick kaum höher als vierzig Fuß reichen; zur linken vier oder fünf herrlich blitzende Fenster mit Glasmalereien, die von dem Holzplafond bis auf den Boden herabgehen, wie breite Tücher voll Topasen, Smaragden und Rubinen; zur Rechten eine Menge von Gerüsten, Winden, Seilen, Hissen, Hebe und Wellbäumen; im Hintergrund der Chorgesang, die vollen Stimmen der Sänger und der Präbendare, das schöne Latein durch Weihrauchwolken und Gewölbe schallend, eine Orgel die in wunderbar süßen Tönen erklingt; im Vorderteil das Knirschen der Sägen, das Knarren der Hebeböcke und Krannen, das betäubende Gepolter der Hämmer auf den Brettern: – So ist mir das Innere des Domes von Köln erschienen.

Diese gothische Kathedrale, verehlicht mit einer Zimmermanns-Werkstätte dieses; edle Stiftsfraulein, von einem groben Maurer geheirathet; diese große Dame, gezwungen ihre ruhigen Gewohnheiten, ihr edles sinniges Leben, ihren Gesang, ihr Gebet, ihre geistige Sammlung mit diesem Lärm, diesen rohen Gesprächen, dieser schlechten Gesellschaft zu vereinigen, diese ganze Mißverbindung macht anfänglich einen sonderbaren Eindruck, der daher rührt, weil wir nicht mehr gothische Kirchen bauen zu sehen gewohnt sind, der aber gar bald verschwindet, wenn man bedenkt, daß eigentlich nichts natürlicher ist. Der Krahn auf dem Thurme bewährt seine Bedeutung. Man hat das im Jahre 1499 unterbrochene Werk aufgenommen. All dieser Tumult von Zimmerleuten und Steinmetzen ist nothwendig. Der Dom von Köln wird fortgesetzt und wenn es Gott gefällt, beendigt. Nichts ist vernünftiger, wenn man nur zu endigen versteht.

Diese Pfeiler, die das hölzerne Gebälk tragen, bilden das entworfenen Schiff, welches eines Tages die Apsis mit dem Thurme verbinden wird.

Ich betrachtete mir die Glasmalereien genau, welche aus der Zeit Maximilians herrühren und mit jener kräftigen und prächtigen Uebertriebenheit der deutschen Renaissance gemalt sind. Da wimmelt es von Königen und Rittern mit ernstesten Gesichtern, mit stolzer Haltung, mit riesigen Helmbüschen und -Decken, mit großen Pickelhauben und angeheuern Schwertern, bewaffnet wie Henker, gekrümmt wie Häscher, kopfgeschmückt wie

Schlachtrosse. In ihrer Nähe befinden sich ihre Frauen, oder vielmehr ihre furchtbaren Weibchen, in den Fensterecken kniend mit Gesichtern wie Löwinnen und Wölfinnen. Die Sonne durchdringt diese Gestalten, gießt Feuer in ihre Augen und macht sie leben.

Eines der Glasbilder wiederholt den schönen Stoff, dem ich schon so oft begegnet, die Abstammung der Jungfrau. Zu unterst des Bildes liegt der Riese Adam im Kaiserkleide auf dem Rücken. Aus seinem Leibe wächst ein großer Baum empor, der das ganze Fenster ausfüllt und auf seinen einzelnen Zweigen die gekrönten Vorfahren Maria's, wie David die Harfe spielend, Salomo nachsinnend, darstellt; zu oberst des Baumes öffnet sich in einem dunkelblauen Felde die letzte Blüthe und zeigt die Jungfrau mit dem Kinde.

Einige Schritte weiter las ich auf einem großen Pfeiler folgende traurige und resignierte Grabchrift:

INCLITUS ANTE FUI COMES EMUNDUS
VOCITATUS, HIC NECE PROSTRATUS, SUB
TEGOR UT VOLVI. FRISHEIM, SANCTE,
MEUM FERRO, PETRE, TIBI COMITATUM,
ET MIHI REDDE STATUM, TE PRECOR,
AETHEREUM. HAEC LAPIDUM MASSA
COMITIS COMPLECTITUR OSSA.

Ich schrieb dieses Epitaph, wie es auf der senkrechten Steintafel steht, als Prosa ab und ohne alle Anzeichnung der etwas barbarischen Hexameter und Pentameter, welche die Dystichen bilden. Der Schlußvers mit gereimter Cäsur hat eine falsche Sylbenlänge in dem Worte massa, was mich in Erstaunen setzte, weil sich das Mittelalter auf lateinische Verse verstand.

Die linke Seite des Schiffs ist nur erst angedeutet und läuft auf ein großes, kaltes, häßliches, langweiliges und nur mit ein paar Beichtstühlen besetztes Oratorium hinaus. Ich eilte nach der Kirche zurück und drei Dinge fielen mir, als ich das Oratorium verließ, zugleich auf: Zu meiner Linken eine allerliebste kleine Kanzel aus dem sechszehnten Jahrhundert, sehr geistreich gedacht und trefflich in schwarzem Eichenholz ausgeführt; etwas weiter hin das Gitter des Chores, ein seltenes und vollendetes Modell vorzüglicher Schlosserarbeit des fünfzehnten Jahrhunderts, und mir gegenüber ein sehr schönes Empor mit stämmigen Pilastern und niedrigen Arcaden im Style unserer Nach-Renaissance, welches wie ich vermuthe für die betrubte flüchtige Königin Maria von Medicis eingerichtet wurde.

Am Eingang des Chores in einem eleganten Rokoko-Schranke schimmert und leuchtet eine ächt italienische Madonna, mit Lahn und Flitter beladen, wie desgleichen ihr Kindlein. Unter dieser reichen Madonna mit Hals und Armbändern von Perlen steht als auffallender Gegensatz ein massiver Almosen-Stock, der Gestalt nach aus dem zwölften Jahrhundert, mit eisernen Ketten und Vorlegeschlössern umringt und halb in den grob behauenen Granitblock hineingedrückt, gleich einem Klotze, der in's Pflaster hineingezwungen worden.

Als ich die Augen in die Höhe hob, sah ich in der Ogive über mir goldene Stäbchen an einem querartigen Dreieck hängen. Zur Seite dieser Stäbe steht folgende Inschrift: *Pendere quot vides baculos, tot episcopus annos Huic Agrippinae praefuit ecclesiae.*

Ich liebe diese ernste Weise, die Jahre zu zählen, und dem Erzbischofe recht sichtbar vor Augen zu legen, wie viel Zeit er bereits gut angewendet oder verloren hat. Jetzt (1839) hängen drei Stäbe in dem Gewölbe.

Der Chor ist das Innere dieser Apsis, welche bis zur Stunde so zu sagen der ganze berühmte Dom von Köln ist, denn die Thurmspitze, die Wölbung des Schiffes und das Nebenschiff fehlen. Dieser Chor ist voll von Reichthümern. Sakristeien voll von kostbarem Getäfel, Kapellen voll von meisterhaften Schnitzwerken; Bilder aus allen Kunst-Epochen, Grabmäler von allen Formen; Erzbischöfe aus Granit, die in einer Art von Festungswerk liegen, Erzbischöfe aus Probiestein auf Bahnen, welche von einer Prozession kleiner Figuren getragen werden, Erzbischöfe aus Bronze auf der Erde, Erzbischöfe aus Holz, die vor den Altären knieen; Generallieutenants aus der Zeit Ludwig des XIV. auf ihre Grabmäler gestützt, Ritter aus den Kreuzzügen mit ihren Hunden, die sich anhänglich an ihre Stahlfüße drängen; Bildsäulen der Apostel in goldenen Gewändern; Beichtstühle aus Eichenholz mit gewundenen Säulen; herrliche Domherrnstühle; gothische Taufbecken in Form von Särgen; Altarblätter mit Statuen; kostbare Fragmente von Glasmalereien; Verkündigungen aus dem fünfzehnten Jahrhundert auf Goldgrund mit reichen, außen weißen, innen buntfarbigen Flügeln des Engels, welcher die Jungfrau ansieht und fast begehrlieh betrachtet; Tapeten nach Zeichnungen von Rubens gemalt; eisernes Gitterwerk, welches man von Quintin Messis, Schränke mit gemalten und vergoldeten Flügeln, die man von Franc Floris halten könnte.

Aber alles das, man muß es gestehen, ist in bedeutendem Verfall. Wenn Jemand den Kölner Dom von außen fertig baut, dann weiß ich nicht, wer ihn inzwischen im Innern zerstört. Da giebt es kein Grabmal, dessen Figuren nicht verstümmelt oder abgebrochen wären; kein Gitter, das dort nicht verrostet wäre, wo es ehemals vergoldet war. Staub, Rost und Schmutz sind überall. Die Fliegen verunreinigen das ehrwürdige Antlitz des Erzbischofs Philipp von Heinsberg. Der Mann von Erz, der auf jener Platte liegt, der Konrad von Hochstädten heißt und diese Kirche bauen konnte, kann sich jetzt aus den Spinnengeweben nicht herauswinden, die ihn, wie einen Gulliver, mit zahllosen Netzen an den Boden gefesselt halten. Siehe da, die Arme von Erz sind nicht so viel werth wie die Arme von Fleisch. Ich mag es wohl glauben, daß die bärtige Statue eines liegenden Greises, die ich zerbrochen und verstümmelt in einem finstern Winkel sah, von Michel Angelo sei. Das erinnert mich daran, daß ich zu Aachen in einer Ecke des alten Kirchfriedhofs die berühmten antiken Marmorbildsäulen, welche Napoleon weg- und Blücher zurückgenommen, wie alte Baumstämme daliegen sah, welche des Behauers warten. Napoleon hatte sie für den Louvre genommen, Blücher brachte sie für ein Beinhaus zurück.

Ein Wort, das ich schon oft in der Welt gesagt, heißt: wofür ist das gut?

Ich fand in diesem ganzen Verfall nur zwei Grabmäler, die etwas respectirt und zuweilen abgestaubt wurden: die Kenotaphe der Grafen von Schauenburg. Die beiden Grafen von Schauenburg sind eines jener Paare, welche Virgil voraus geahnt zu haben scheint. Beide waren Brüder, beide Erzbischöfe von Köln, beide wurden in demselben Chore begraben, beide haben schöne Grabmäler aus dem siebzehnten Jahrhundert einander gegenüber. Adolph blickt nach Anton hin. Ich hab es bisher mit Willen übergangen, um später ausführlicher davon zu reden, Ihnen über den ehrwürdigsten Inhalt der Kathedrale von Köln, das berühmte Grab der heiligen Dreikönige etwas zu sagen. Es ist dies ein ziemlich geräumiges Gemach aus Marmor aller Farben, mit einem dichten kupfernen Gitter geschlossen; gemischter und bizarrer Baustyl, worin die Style von Ludwig dem XIII. und von Ludwig dem XV. ihr gefallsüchtiges und ihr schwerfälliges Wesen vermengen. Das Grab liegt hinter dem Hauptaltar in einer mittäglichen Kapelle der Apsis. Drei Turbane, die sich mit der Zeichnung des Gitters vermischen, fesseln zuerst den Blick. Man richtet das Auge dahin und

gewahrt einen Basrelief, die Anbetung der Könige vorstellend; man blickt darunter und liest folgendes mittelmäßige Dystichon:

Corpora sanctorum recubant hic terna Magorum.
Ex his sublatur nihil est alibi locatum.

Hier bemächtigt sich ein heiterer und zugleich ernster Gedanke des Geistes. Hier also ruhen die drei poetischen Könige des Morgenlands, die da kamen vom Sterne geleitet, ab Oriente venerunt, und die das Kind anbeteten im Stalle, et procidentem adoraverunt. Auch ich betete an. Ich gestehe es, daß nichts mich so sehr rührt, als diese Legende, aus Tausend und einer Nacht in das Evangelium verflochten. Ich näherte mich dem Grabmal, und durch das eifersüchtig geschlossene Gitter und durch ein dunkles Glas sah ich im Schatten einen großen und wunderbaren byzantinischen Reliquienkasten aus massivem Gold, von Arabesken, Perlen und Diamanten blitzend, gerade wie man durch die Finsternisse von zwanzig Jahrhunderten und durch das düstere und strenge Gewebe kirchlicher Traditionen die orientalische und blendende Geschichte der drei Könige erblickt.

Zu beiden Seiten des ehrwürdigen Gitters reichen zwei Hände von vergoldetem Kupfer aus dem Marmor heraus und halten jede eine Almosenbüchse hin, unter die das Capitel folgende indirecte Aufforderung eingraben ließ:

Et apertis thesauris suis obtulerunt ei munera.

Dem Grabe gegenüber brennen drei kupferne Lampen, deren eine den Namen Caspar, die andere Melchior und die dritte Balthasar führt. Es ist ein geistreicher Gedanke, vor diesem Grabmal gleichsam die drei Namen der Magier Leuchten zu lassen.

Als ich mich entfernte, stieß ich mit dem Fuße an eine Spitze, ich senkte das Auge, es war der Kopf eines Kupfernagels, der aus der breiten Marmorplatte, worauf ich stand, hervorragte. Ich erinnerte mich alsbald, indem ich den Stein untersuchte, daß Marie von Medicis gewünscht hatte, ihr Herz solle in dem Boden der Kathedrale vor der Kapelle der heiligen Dreikönige begraben werden. Diese Platte, die ich mit Füßen trat, umschloß gewiß ihr Herz. Früher lag über dieser Platte, wie man noch an den Spuren bemerkt, ein vergoldetes Bronze- oder Kupferblatt, worauf nach deutscher Sitte der Wappenschild und das Epitaph der Todten stand, und zu dessen Befestigung der Nagel diente, an den mein Fuß gestoßen. Als die Franzosen Köln besetzten, haben revolutionäre Ideen und wahrscheinlich auch irgend ein

speculativer Kupferschmied dieses liliengeschmückte Blatt abgerissen wie auch andere die es umgaben, denn eine Menge kupferne Nägel, die aus den nahgelegenen Steinplatten hervorblicken, deuten ähnliche Fortschaffungen zahlreich an. Dergestalt sah sich die arme Königin zuerst vertilgt aus dem Herzen Ludwig des XIII., ihres Sohnes, dann aus dem Andenken Richelieus, ihres Geschöpfes; endlich vollends vertilgt vom Erdboden.

Was das Schicksal doch für sonderbare Launen hat! Diese Königin Marie von Medicis, die Wittwe Heinrich des IV., verbannt, verstoßen, nothleidend, und wenige Jahre später ihre Tochter Henriette, Wittwe Karl des I., kam nach demselben Köln, um da im Jahre 1642 zu sterben, im Hause Ibach, Sterngasse Nr. 10, in demselben Hause worin fünfundsechzig Jahre früher, im Jahre 1577, Rubens, ihr Maler, geboren worden.

Der Dom von Köln am hellen Tage betrachtet und jener phantastischen Vergrößerungen entkleidet, die der Abend allen Gegenständen verleiht und die ich »die Dämmerungs-Größe« nenne, schien mir, aufrichtig gestanden, etwas von seiner Erhabenheit zu verlieren. Die Linien sind immer schön, aber das Profil erscheint etwas trockner. Das kommt vielleicht von dem ängstlichen Eifer, mit welchem der gegenwärtige Baumeister diese ehrwürdige Apsis kittet und zusammenstopft. Alte Kirchen muß man nicht zu neuen machen wollen. Bei dieser Arbeit welche die Linien, um sie zu fixiren, unmerklich verkleinert, verliert das Geheimnißvolle der Umrisse. Wie sich jetzt Alles darstellt und als Masse, ist mir der unausgeführte Thurm lieber als der fertige Theil der Apsis. Auf jeden Fall aber, selbst auf die Gefahr hin gewissen Klüglern zu mißfallen, welche aus dem Kölner Dome ein Parthenon der christlichen Baukunst machen wollen, sehe ich, was mich betrifft, keinen Grund, diese Kirchenhaube unseren alten und fertigen Kathedralen zu Amiens, zu Reims, zu Chartres und zu Paris vorziehen zu sollen.

Ich behaupte sogar, daß die wenig bekannte, selten gerühmte und gleichfalls unvollendet gebliebene Kathedrale zu Beauvais weder der Masse noch den Einzelheiten nach, hinter dem Kölner Dome zurückbleibt.

Das Rathhaus von Köln, nicht weit vom Dome gelegen, ist eines jener überraschenden Misch - Gebäude, aus Stücken aller Zeiten und aller Style bestehend, wie man sie in den alten Gemeinden findet, die sich selbst gestalteten, und in gleicher Weise auch ihre Gesetze, Sitten und Gebräuche

gründeten. Die Art der Gestaltung solcher Bauwerke und solcher Gemeinden ist sehr interessant zu studieren. Es gibt da mehr Anhäufung als Aufbau, mehr allmählichen Zuwachs, eigenwillige Vergrößerung, ja Eingriffe in fremde Gerechtmame; nichts wurde nach einem regelmäßigen und vorher entworfenen Plane ausgeführt; Alles entstand von Zeit zu Zeit und je nachdem Bedürfnisse eintraten.

So war das Rathhaus von Köln, das in seinen Grundwerken wahrscheinlich manches römische Gewölbe umfaßt, um das Jahr 1250 nichts als ein ernstes schwerfälliges Wohnhaus mit Ogiven wie unser Pfeiler-Haus; dann sah man ein, daß man einer Warte für Sturmglocken, bei Aufruhr, für Waffen-Beuten und für die Nachtwache bedürfte, und das vierzehnte Jahrhundert erbaute einen schönen Thurm, bürgerlich und feudal zu gleich; später unter Maximilian als der Heitere Odem der Renaissance in die düsteren Steinblätter der Kirchen hineinwehte, erwachte überall Geschmack an Zier- und Schmuckwerken, die Schöffen von Köln fühlten das Bedürfnis, ihrem Rathhaus ein neues Kleid anzulegen, sie riefen aus Italien irgend einen Architecten vielleicht Schüler des alten Michel Angelo, oder aus Frankreich irgend einen Bildhauer, vielleicht Freund des jungen Jean Gonjon, herbei und sie bekleideten ihre schwarze Facade aus dem dreizehnten Jahrhundert mit einer kühnen und prächtigen Vorhalle. Einige Jahre später wollten sie einen Spazierplatz an ihrer Stadtcanzlei haben, und sie bauten sich einen gefälligen Hinterhof mit Galerien und Arcaden, kostbar aufgeschmückt mit Wappenschildern und Basreliefs, die ich gesehen habe, die aber in einigen Jahren Niemand mehr sehen wird, denn man läßt sie verfallen. Endlich unter Carl dem V. sahen sie ein, daß sie einen großen Saal für Versteigerungen, gerichtliche Ausrufe und für Bürgerversammlungen brauchten, und sie führten gegenüber ihrer Warte und Vorhalle ein reiches Hauptgebäude ohne Seitenflügel auf aus Stein und Ziegeln, im besten Geschmack und in edelster Anordnung. Heut zu Tage bilden das Schiff aus dem dreizehnten, die Warte aus dem vierzehnten Jahrhundert, die Vorhalle und der Hinterhof von Maximilian und der Saal von Carl dem V., alle mit der Zeit und mit einander alt geworden, erfüllt mit Ueberlieferungen und Erinnerungen reicher Ereignisse, und durch Zufall und Bedürfnis auf originelle und malerische Weise mitsammen verbunden, das Rathhaus von Köln.

Im Vorübergehen bemerke ich, mein Freund, daß dieses sowohl als Ergebnis der Kunst wie als Ausdruck der Geschichte etwas mehr werth ist, als jene kalte und matte Bauerei, gefälscht durch die dreifachen mit Archivolten überladenen Vorderseiten, gefälscht durch die ärmliche und kleinliche Eintönigkeit ihrer Ornamente, worin sich Alles wiederholt und nichts hervortritt, gefälscht endlich durch ihre verstümmelten Dächer ohne Firste und Schornsteine, – mit welcher gewisse Maurer im Angesichte unserer guten Stadt Paris das herrliche Meisterwerk von Bocador ersticken. Wir sind doch sonderbare Leute: wir lassen das Hotel de la Tremouille niederreißen und solches Zeug bauen! wir dulden es, daß Herren, die sich Baukünstler wännen und nennen, tückisch zwei oder drei Fuß abtragen, das heißt das ganze herrliche Spitzdach von Dominik Bocador verderben, um es jenen abscheulichen glatten Dächern, die sie erfunden haben, gleich zu machen. Sind wir denn noch dasselbe Volk, welches seinen Corneille bewundert und ihn von einem Herrn Andrieux ergänzen, reinigen und verbessern läßt! – Doch genug, kehren wir nach Köln zurück.



Johann Maria Farina: Stadtansicht Köln, 19. Jhd. © Farina Archiv, 33-405-7-Stadtansicht-Koeln-4c-600, Cc By 3.0 De

Ich flieg auf die Warte und von hier sah ich bei einem grauen und ernsten Himmel, der zu den Gebäuden rings und zu meinen Gedanken stimmte, diese ganze bewunderungswürdige Stadt zu meinen Füßen.

Köln am Rhein wie Rouen an der Seine, wie Antwerpen an der Schelde und wie alle Städte, die an breiten Strömen liegen, über die nicht leicht hinüber zukommen ist, hat die Gestalt eines gespannten Bogens, worin der Fluß die Sehne beschreibt.

Die Dächer sind aus Schiefer, dicht an einander gedrängt, spitzschneidig wie gebrochene Kartenblätter; die Straßen sind schmal, die Giebel hoch. Eine röthliche Rundlinie von Mauerwerk und Festungsbau aus Backstein, die hie und da über die Dächer hereinsieht, preßt die Stadt wie ein schnallender Gürtel an den Fluß, abwärts an das Thürmchen und aufwärts an den herrlichen Bayenthurm, auf dessen Vorzinne sich ein Bischof aus Marmor erhebt, der den Rhein segnet. Vom Thürmchen bis zum Bayenthurm entwickelt die Stadt das Ufer entlang eine Reihe von Fenstern und Facaden. Inmitten dieser langen Linie führt eine große Schiffsbrücke, anmuthig gegen den Strom hinausgerundet, über den hier sehr breiten Fluß und verbindet das diesseitige Ufer, woran der große Haufen schwarzer Häuser, Köln geheißen, liegt, mit den jenseitigen und mit der kleinen Gruppe weißer Häuser, die man Deutz nennt.

Unter dem dichten Gemäuer Kölns mitten zwischen Dächern, Thürmen und Giebelfenstern, die mit Blumen geschmückt sind, steigen empor und drängen hervor siebenundzwanzig Kirchen, worunter, ohne den Dom zu zählen, vier majestätische romanische Kirchen, jede von anderer Zeichnung und durch Schönheit und Großartigkeit würdig Kathedralen vorzustellen: St. Martin gegen Nord, St. Gereon gegen West, die h. Apostel gegen Süd und Maria im Kapitol gegen Ost, gestalten sich wie ungeheure Knotenbindungen von Apsen, Thürmen und Thürmchen.

Betrachtet man die Stadt selbst, so lebt und pulst Alles darin. Die Brücke schwankt unter Fußgehern und Wagen, der Strom ist voll von Segeln, die Ufer von Masten. Alle Straßen wimmeln, alle Kreuzwege sprechen, alle Dächer tönen. Hie und da drängen sich grüne Bäume an die schwarzen Häuser und die alten Steingebäude erhellen die Eintönigkeit ihrer Schieferdächer und Vordertheile durch ihre hohen mit Blumen, Blättern und Früchten der Bildhauerkunst geschmückten Friese, worauf sich freundliche Tauben niederlassen.

Rings um diese große Commune, welche kaufmännisch durch Industrie, militairisch durch die Lage, seefahrend durch den Fluß ist, dehnt und breitet sich eine weite und reiche Ebene, die nach Holland zu weilt und absinkt, die der Rhein durchschneidet und die im Nordost die historische Gruppe der Siebengebirge krönt, diese wunderbare Wiege reicher Ueberlieferungen und Legenden.

Holland also und sein Handel, Deutschland und seine Poesie, gleichsam die beiden größten Ausichten für den Menschenkreis, das Positive und das Ideale, erheben sich unter dem Horizont von Köln, das selbst eine Stadt des Handels und der Träume ist.

Von der Warte hinabsteigend blieb ich unten vor der reizenden Vorhalle aus der Renaissance stehen. Ich nannte sie früher eine kühne, ich hätte sie eine sieghafte nennen sollen: denn der Obertheil dieser ausgezeichneten Composition besteht aus einer Reihe kleiner Triumphbogen, welche wie Arcaden an einander stoßen und, der Zeit und den Inschriften nach, folgenderweise gewidmet sind: Der erste an Cäsar, der zweite an August, der dritte an Agrippa, den Gründer Kölns (Colonia Agrippina), der vierte an Constantin, den christlichen Kaiser, der fünfte an Justinian, den Kaiser und Gesetzgeber, der Sechste an Maximilian, den lebenden Kaiser. Auf der Facade hat der dichterische Bildhauer drei Basreliefs angebracht, welche die drei Löwenbändiger Milo von Croton, Pipin den Kurzen, und Daniel vorstellen. Zu beiden äußern Seiten sieht man Milo von Croton, der die Löwen durch Körperkraft zwang, und Daniel, der sie durch die Macht des Geistes unterwarf; zwischen Daniel und Milo, gleichsam ein natürliches Band, um einen mit dem andern zu verbinden, stellte der Künstler Pipin den Kurzen, der die wilden Thiere mit vereinter physischer und moralischer Kraft, die den Krieger macht, angriff. Zwischen der rohen Gewalt und der geistigen Macht steht der Muth; zwischen dem Athleten und dem Propheten der Held.

Pipin hat das Schwert in der Hand und den linken mit Mantel umwickelt, in den Rachen des Löwen versenkt; der Löwe mit offenem Gebiß und Klauen steht in jener furchtbaren Stellung auf den Hinterbeinen, welche die Heraldik den aufrechten Löwen nennt; Pipin hält ihm heldenmüthig Stand: er bekämpft ihn. Daniel steht unbeweglich aufrecht, die Arme hängend, die Augen zum Himmel erhoben, während die Löwen sich zutraulich zu feinen Füßen schmiegen; der Geist kämpft nicht: er triumphirt. Milo von Croton, die Arme in den Baumstamm geklemmt, schlägt um sich, der Löwe fällt ihn an; das ist der Todeskampf des blinden und bestraften Selbstdünkels, der die Muskeln und Glieder dieses Körpers anschwellt; die rohe Kraft unterliegt. Die drei Basreliefs sind von tiefer Bedeutung; der letzte von einem furchtbaren Ausdruck. Es ist ein gräßlicher Gedanke, der, vielleicht ohne daß es der Künstler selbst wußte; aus dieser Dichtung Hervortritt. Die

Natur, die sich an dem Menschen rächt, die Vegetation und das Thier gemeinschaftliche Sache machend, die Eiche, die dem Löwen zu Hülfe kommt. Unglücklicher Weise find Archivolten, Basreliefs, Simswerke, Karnieße und Pfeiler, kurz diese ganze schöne Vorhalle reataurirt, geschaben, verstrichen und bemörtelt und das mit einer beweienswerthen Sauberkeit.

Als ich aus dem Rathhause trat, schritt ein Mann, mehr gealtert als alt, mehr zusammengesunken als gekrümmt, von bedauerungswürdigem Aussehen aber stolzem Gange über den Platz. Dieser Mensch ist ein Poet, der in den Kneipen von seinen Renten lebt und Heldengedichte macht. Der Name ist übrigens ganz unbekannt. Er machte, wie mein Führer voll Bewunderung für ihn versicherte, große Gedichte gegen Napoleon, gegen die Revolution von 1830, gegen die Romantiker, gegen die Franzosen und ein anderes großes Gedicht, um den jetzigen Kölnischen Baumeister dahin zu vermögen, daß er den Dom in Art des Pariser Pantheons fortsetze. Das Dichten mag hingehen. Aber der Mensch steckt in einem seltenen Schmutze. In meinem Leben sah ich keinen so selten ausgebürsteten Kautz. Ich glaube nicht, daß wir in Frankreich Jemand habe, der mit diesem epischen Dichter zu vergleichen wäre.

Zum Ersatz eilte kurz darauf, als ich irgend eine enge und dunkle Straße durchschritt, aus einem Barbierladen ein alter Mann mit lebhaften Augen auf mich zu und schrie: Monsieur! monsieur! fous Français! oh! les Français! ran! plan! plan! ran! tan! plan! la querre à toute le monde! Prafes! prafes! Napolion, n'est-ce pas? La querre à toute l'Europe! Oh! les Français! pien prafes! monsieur! La païonnette au qui à tous ces Priciens! eine ponne quilpite gomme à Jéna! Prafo les Français! ran! plan! plan!

Ich gestehe, daß mir diese öffentliche Anrede gefiel. Groß steht Frankreich in den Erinnerungen und in den Hoffnungen dieser Völker da. Dieses ganze Rheinufer liebt, ich möchte sagen – erwartet uns.

Des Abends als die Sterne glänzten ging ich auf der andern Seite des Flusses, an dem Ufer Köln gegen über spazieren. Vor meinen Augen lag die ganze Stadt, deren zahllose Giebel und dunkle Thürme sich mit allen ihren Einzelheiten auf dem blassen Abendhimmel abzeichneten. Zu meiner linken erhob sich wie der Riese Kölns der hohe Thurm von St. Martin mit seinen beiden durchsichtigen Nebenthürmchen. Mir fast gegenüber ragte die düstere Apsis der Kathedrale mit ihren spitzen Thürmchen empor und gestaltete

sich wie ein ungeheurer Igel, am Flußufer hingekauert, daran der Thurmkrahn den Schwanz und ein Paar unten angezündete Laternen die Augen zu bilden schienen. Im Dunkel vernahm ich nichts als das freundlich milde Schauern des Flusses zu meinen Füßen, die dumpfen Schritte eines Pferdes auf der Schiffbrücke und aus der Ferne, wo ich eine Schmiede sah, den hellen Klang des Hammers auf den Ambos. Kein Geräusch aus der Stadt scholl über den Rhein herüber. Die Fenster leuchteten und unter der Schmiede mit ihrem hellflam-menden Heerde hing und dehnte sich im Wasser ein langer Lichtstreif hin, als hätte man diesen Sack voll glühender Kohlen in den Fluß geschüttet.

Aus diesem schönen und düstern Ganzen entwickelte sich in mir eine trübe Träumerei. Ich sprach zu mir: Die germanische Stadt ist verschwunden, die Stadt Agrippas ist verschwunden, die Stadt des h. Engelbert steht noch. Aber wie lang wird das währen? Der Tempel, den dort unten die h. Helena erbaut, ist vor tausend Jahren zusammengestürzt; der Dom, den der Erzbischof Hanno gegründet, wird zusammenstürzen. Diese Stadt wird durch ihren Fluß abgenützt. Täglich stürzt ein alter Stein, ein altes Andenken, ein alter Gebrauch während des Anlandens von zwanzig Dampfschiffen herab. Nicht ungestraft liegt eine Stadt an der großen Pulsader von Europa. Köln, wiewohl nicht so alt als Trier und Solothurn, die beiden ältesten Gemeinden des Festlandes, hat sich schon dreimal gestaltet und umgestaltet durch den mächtigen und reißenden Strom der Ideen, der an ihr hinauscht, und ewig auf- und abwogt zwischen den Städten Wilhelm des Schweigsamen und Wilhelm Tells, und der nach Köln von Mainz aus die Zuflüsse Deutschlands und von Straßburg aus die Zuflüsse Frankreichs trägt. Eine vierte stufenweise Epoche scheint für Köln heranzunahen. Der Geist des Positivismus und des Utilitarismus dringt hinein und erfüllt es; Neuerungen tauchen allenthalben in dem Labyrinth seiner alten Architecturen auf; neue Straßen durchlöchern die gothischen Baubahnen; der gute neue Geschmack findet sich ein, baut Rivoli-Facaden und erwirbt sich dumme Bewunderer unter den Krämern; es giebt trunkene Reimer welche den Bau Konrads in ein Pantheon von Soufflots verwandeln wollen. Die Grabmäler der Erzbischöfe Verfallen zu Ruinen in jenem Dome, der heut zu Tage nicht vom Glauben, sondern von der Eitelkeit fortgesetzt wird. Die kostbaren Bäu-erinnen, in Scharlach gekleidet und mit Gold und

Silber geschmückt, sind verschwunden, und Parier Grisetten wandeln den Quai entlang. Heute sah ich die letzten Ziegelsteine des römischen Klosters St. Martin abreißen, man will dort ein Café Tortoni bauen; die langen Reihen weißer Häuser geben der lehnbaren und katholischen Vorstadt der Märtyrer von Theben (St. Gereon's-Bezirk) ein Ansehen, als stünden hier die falschen Batignolles. Ein Omnibus lenkt über die undenkliche Schiffbrücke und fährt für sechs Sous von Agrippina nach Tuitium (Deutz). Ach, die alten Städte verschwinden ganz!

Victor Hugo: Der Rhein. Briefe an einen Freund. Erster Theil.
In: Ders.: Sämtliche Werke. Bd. 18. Frankfurt am Main 1842,
hier S. 134-164.

Literatur-in-Köln-Archiv (LiK)
u. Heinrich-Böll-Archiv der
Stadtbibliothek Köln
Josef-Haubrich-Hof 1
50676 Köln
www.literaturinkoeln.de
Stand: 04/2021

